



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus einem Kriegstagebuche.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus einem Kriegstagebuche.

Saarbrücken, 12. Juli 1870.



Die Stimmung der so patriotischen Bürgerschaft ist seit dem 7. Juli doch bedrückt; nach den Äußerungen Gramonts in der französischen Kammer hält man den Krieg fast für unvermeidlich, und wir hier kennen die Franzosen und ihre kriegerische Anlage aus nächster Nähe. Wenn man nach Metz kommt, sieht man gleich an der äußern Erscheinung der französischen Wachtposten, daß sie sich alle als Herren der Welt betrachten. Es wird ein schwerer Krieg werden, so sagen wir uns alle, wenn wir uns am Abend im alten Kasinogarten von der Hitze des Tages erholen. Aber es bricht doch immer die Zuversicht durch, daß, wenn wir auch in den ersten Treffen besiegt werden sollten, es doch zuletzt gut gehen wird. Wir verdanken doch dem Jahre 1866 viel von diesem Vertrauen auf den schließlichen Sieg.

Saarbrücken, 20. Juli.

Der Telegraph hat uns gewiß gemacht, daß die Kriegserklärung in Berlin übergeben ist. Wir gehen jetzt täglich auf die Höhe am alten Exerzierplatz und beschauen von dort über das herrliche Thal hinweg die Spicherer Berge, wo sich die Franzosen allmählich sammeln. Dicht bei dem Abhange nach Südwesten, wo hohe Pappeln den Exerzierplatz von der Landstraße aus begrenzen, haben unsre Mannen ihre Wache, und Infanteriepatrouillen von den Bierzigern sind rührig und streifen durch Flur und Dorf bis dicht an die Grenze bei St. Arnual, der goldnen Bremme und Schönecken. Die schnelle Bewegung unsrer Posten hat den Bierzigern schon den Namen *pieds de diable* verschafft. Auch die Franzosen sieht man in steter Bewegung. Am Wirtshaus an der goldnen Bremme reiten die *chasseurs à cheval* unruhig hin und her. Von der Spicherer Höhe entsendet von Zeit zu Zeit ein Chassepot seine Kugel auf die preußischen Patrouillen. Unsre Leute sind doch erstaunt über die ungeheure Tragkraft der

Chassepots und machen bedenkliche Gesichter, wenn sie an die eignen Bündnadelgewehre denken, die nicht halb so weit tragen.

Ende Juli.

Die Tage werden immer aufregender. Ein Füsilier Krauß hat den ersten Franzosen erschossen und ist deswegen Gefreiter geworden, dagegen hat auch ein soeben eingetretener Mann sein junges Leben lassen müssen. An dem Wirtshause am Exerzierplatze sammeln sich unsre Bürger gern, um mit bewaffneten und unbewaffneten Augen die Berge und Häuser an der Grenze zu beobachten. Die Franzosen fühlen sich dadurch verlezt und senden uns Granaten, die die Mauern des Wirtshauses durchlöchern und an den Spiegeln und Tischen Zerstörungen anrichten. Unsre Leute waren gewarnt und flüchteten. Eine Granate flog sogar über die Höhe herüber bis unten am Hahnen bei dem Versorgungshaus. Wir glaubten, die roten Massen würden schon jetzt einen Angriff machen und die Höhen verlassen. Aber es war noch nicht so weit. Die Chasseurs ritten zuweilen von der goldenen Bremme auf preussisches Gebiet, und es kam dabei auch einmal zu einem komischen Zwischenfall. Die Mannen ritten den Chasseurs entgegen, nachdem der Rittmeister von L. seinen Leuten gesagt hatte, daß die Chasseurs die afrikanische Gewohnheit hätten, den Kampf mit einem Gebrüll zu eröffnen. Kaum hatte er dieses Gebrüll angekündigt, so erscholl es, und lachend eilte die Schwadron zum Angriff, aber die Chasseurs hielten nicht stand, sondern kehrten zurück. Fast zu sehr sank durch ähnliche Erfahrungen die Achtung vor den Feinden.

Gestern Abend wurde ein französischer Deserteur eingebracht, den ein Gensdarm in einem Wirtshause zu Clarenthal gefaßt hatte. Wir examinirten ihn im Gasthaus zur Post, wo der Regimentskommandeur meist seine Anordnungen trifft. Der Franzose war gut uniformirt, doch hatte er sein Gewehr zurückgelassen. Er erlog schnell eine Geschichte, die ihn würdig machen sollte, als Kriegsgefangener zu gelten. Den folgenden Tag wurde er ins Innere geschafft.

Wir hören, daß in Metz sich alles zum Überschreiten der Grenze anschickt, die Kanonen sind auf der Hauptstation zum Transport fertig. Der Minister Leboeuf versichert, alles sei archiprêt, wir müssen es glauben. Es wurde das Wunderlichste angekündigt und geglaubt. Bald hörte man aus „bester Duell“, die Franzosen seien schon in der Simbach in einer Zahl von 30 000 Mann angelangt und könnten in zwei Stunden hier sein, bald sollten sie von der entgegengesetzten Seite, von Ludweiler her, sich in Massen nähern. Jetzt nehmen wir alle solche Gerüchte kühl auf. Aber doch kaufen sich viele Bürger Vorräte von Brot, Hülsenfrüchten und Schinken. Denn es ist bekannt geworden, daß, wenn wirklich ein größerer Anmarsch der Franzosen erfolgt (und er ist von dem kommandirenden General von Gröben als wahrscheinlich bezeichnet worden), die wenigen Mann Mannen und Infanterie (750 Mann) fechtend zurückgehen

sollen. Ein unbehaglicher Gedanke, so allein zu sein mitten unter den Feinden. Der General tröstete, es werde nur auf wenige Tage der Übermut der Feinde zu ertragen sein. Wir räumten in unsern Wohnungen einige Zimmer aus und sorgten für Matrazen und Stroh, um die fremde Soldateska beim ersten Ansturm unterzubringen und nicht alles improvisiren zu müssen.

Ein kleiner militärischer Versuch, von der Pfalz aus nachts einen Viadukt der französischen Eisenbahn zwischen Bitsch und Saargemünd zu sprengen, ist nicht nach Wunsch gelungen. Ein Ulanen-Rittmeister hatte das Wagnis mit einigen freiwillig teilnehmenden Mannschaften unternommen, er hatte Jäger und Bergleute zu Hilfe genommen. In der ersten Nacht konnte er nicht unbemerkt an die Eisenbahn gelangen, er mußte also eine zweite Nacht abwarten. Nun wurde zum Werke geschritten. Die Postenkette wurde aufgestellt. Der Rittmeister revidierte sie in der Nacht selbst, er fand die äußerst ermüdeten, sonst so rüstigen Mannschaften, auf die alles ankam, trotz der kritischen Lage und der Nähe des Feindes schlaftrunken. Nachdem er die Leute geweckt und ihnen ihre Verantwortlichkeit eingeschärft hatte, ging es eine kleine Weile gut. Nach fünfzehn Minuten fand der Rittmeister sie wieder eingeschlafen. Er kannte seine Leute und — wachte selbst für sie, bis die Sprengung stattgefunden hatte. Leider war nicht viel zerstört worden, in vierundzwanzig Stunden können die Feinde den Schaden ausgebessert haben.

Saarbrücken, 3. August.

So sind trotz unsrer Hoffnung die Franzosen doch über unsre Grenze und in unsre Stadt gerückt. Wir waren umso sicherer geworden, als sich am frühen Morgen zwei preussische Geschütze durch die Stadt auf die Höhe begeben hatten, wie wir vermuteten, als Vorläufer eines größeren Heeres. Aber dort soll den Führern der Geschütze ein höherer Offizier gesagt haben, daß sie recht bald auf das andre Saarufer zurückgehen möchten, wenn sie ihre Kanonen retten wollten. So geschah es denn; das eine Geschütz nahm am Halberg eine vorteilhafte Stellung südlich von St. Johann, das andere nördlich über Malstatt. Nun ahnten wir auch, daß etwas Größeres bevorstehe. Gegen elf Uhr hörten wir von jenseits unsrer hochgelegenen Gärten schießen, die Schulen wurden eiligst geschlossen. Eine französische Kugel, die sich verirrt hatte, war schon durch das offene Fenster über die Köpfe der Quintaner weg in die Wand eingedrungen. Unsre Vierziger schossen sich wacker herum mit den Feinden, drei Kompagnien gegen drei Divisionen, wie man sagt. Man konnte in der Stadt den Knall der Chassépots und der Zündnadelgewehre wohl unterscheiden. Die Dachziegel klrirten schließlich von den Kugeln. An gut gelegenen Punkten faßten unsre Leute, obgleich das Zurückgehen befohlen war, Posto; die geübtesten Schützen erlegten noch manche, wiewohl sie in großem Nachteil waren gegen die höher stehenden Massen der besser bewaffneten Feinde. Die Ermüdung wurde zuletzt bei der übermenschlichen Anstrengung unsrer wenigen Leute zu groß. Ich sah

einen Trupp von den höhern Straßen auf den Ludwigsplatz zurückgehen, um über die neue Brücke auf die andre Saarseite zu gelangen, voran der Hauptmann, dann aufgelöst, müde, grimmig die Mannschaften. Ich hörte einen sagen: Wir sind doch zu früh gewichen. Von meinem Fenster hätte ich ihm zurufen mögen, es sei vielmehr die höchste Zeit gewesen, denn hunderte von Rothosen erschienen in den nahen Gärten, freilich ohne sich herunter zu wagen. Unfre Manen waren weg, die drei Kompanien auch, so weit sie nicht getötet oder versprengt waren. Das Schießen hörte auf, gegen zwei Stunden lang war es ganz still, was fast mehr beängstigend war, als das heftige Schießen vorher. Denn es war ein heftiges Schießen von den Gärten her nicht bloß, sondern auch von dem Exerzierplatz aus. Dort von dem östlichen und nördlichen Rande des Platzes aus donnerten die Kanonen in der Richtung nach dem St. Johanner Bahnhof und nach dem Kastphul zu, wo sich preussische Infanterie zeigte. Den Bahnhof beschloß man mit dem Erfolg, daß der Speisesaal ausbrannte, Fehlschüsse beschädigten Privatgebäude, Balkone, setzten Speicher in Brand, aber man wollte offenbar nur fiskalisches Eigentum zerstören. Zum erstenmale hörten wir auch von dort das seltsame Geprassel der Mitrailleur.

Als die entsetzliche Kanonade und das Gewehrfeuer schwieg und unfre Leute, wie wir glaubten, fort waren, zog noch ein kleines Kommando beherzter Männer meine Aufmerksamkeit auf sich. Ein Reserveoffizier kam bei mir vorbei, ein Gefangener in Zivil, einen Stock in der Hand, folgte ihm, den Schluß bildete ein preussischer Soldat. Offenbar sprach der Zivilist mit dem Soldaten französisch, der Offizier drehte sich plötzlich um, entriß dem Franzosen den Stock und warf ihn weit weg, und der Soldat machte dem Franzosen mit dem Bajonnet klar, was ihm bevorstehe, wenn er noch einmal das gemeine Schimpfwort wiederholte, das er eben von den Preußen gebraucht hatte. Es war der Redakteur des Pariser Blattes Temps, der soeben aus der Uniform in einen Zivilanzug hatte schlüpfen wollen und dabei von dem scharfen Auge des Offiziers (in dem nahe gelegenen Wirtshause) betroffen worden war. Da er sich zu langsam bewegte, brachte man ihn auf einen Wagen, in welchen sich ein Leichnam befand,*) und so wurde er transportirt.

Inzwischen war die ganze Umgegend, links von der Saar bis nach St. Arnual, in dem unbestrittenen Besitze der Feinde. Gegen zwei Uhr brachte ein Gymnasiallehrer D. einen kleinen Schüler und seine Schwester nach Arnual, um sie nicht ohne Schutz zu lassen. Auf dem Wege ließen sich mehrere französische Offiziere, die völlig sorglos nach Arnual schlenderten, in ein Gespräch mit ihm ein; sie riefen einen Soldaten herbei, der dem Deutschen die Einrichtung des Chassepot-

*) Er selbst hat später dies alles erzählt, auch seinen Aufenthalt bei den in Lebach stehenden Preußen und sein Abenteuer, als er wieder, nach einigen Tagen, bei dem Vortreten des Vaterlandes für einen Spion gehalten wurde und in Lebensgefahr kam.

gewehres zeigen mußte, und waren ganz großmütig und liebenswürdig. Sie zogen Kartoffeln und Äpfel aus den Taschen und bemerkten, indem sie die Intendantur beschimpften, daß sie in den letzten Tagen keine andre Nahrungsmittel bekommen hätten als diese. Als sie in die Nähe des Halbergs kamen, deuteten sie ärgerlich auf die Gegend, wo das eine Geschütz der Preußen gestanden hatte. Das Geschütz habe ihnen vielen Schaden zugefügt, ja es sei nicht anders möglich, als daß dabei noch Mitrailleurseu gestanden hätten. Als der Gymnasiallehrer versicherte, die Preußen hätten diese Waffe gar nicht, erwiederten sie, daß das wohl gesagt werde, aber mit einer Kanone könne man nicht so schnell schießen, als es vom Berge her geschehen sei.

Man kam nach Arnual und ging in eine große Bierbrauerei. Der ganze Hof war voll französischer Soldaten, die wacker zechten und sich um ihre Offiziere nicht im geringsten kümmerten. Die Unordnung wurde immer größer. Die Fässer wurden allmählich leer; ein Offizier wollte nicht glauben, daß das Bier zu Ende sei, und ging mit in den Keller, wo er jedes Faß durch Klopfen untersuchte. Er fand wirklich noch volle Fässer; der Brauereibesitzer erklärte, dieses Bier sei noch nicht fertig, sein Genuß gefährlich. Aber der Offizier hielt wenig von der Gefahr, ließ das Bier in Gebrauch nehmen, was das Gute hatte, daß die Soldaten sich bald zurückziehen mußten.

Die Inspektion des Kellers war für den Bierwirt sehr aufregend, denn hinter den Fässern im Dunkel des Kellers war ein preußischer Soldat versteckt, der sich nicht schnell genug hatte zurückziehen können. Er wurde glücklicherweise nicht entdeckt. In der späten Nacht gab man ihm Bauernkleider und brachte ihn über die Saar.

Saarbrücken, 4. August.

Es liegt seit dem 2. August ein schmerzlicher Druck auf unsrer Stadt, wir sind wie abgeschnitten von der Welt; keine Zeitung, keine Post, nicht einmal Glockengeläute und Predigt. Dagegen fühlt man sich an der andern Seite der Saar noch in Preußen. Die Franzosen sind angewiesen, nicht über die Saar zu gehen. Denn die regelrecht und stetig fortschreitende Mobilisirung der preußischen Armee muß bald die Saarufer erreichen, die Franzosen erblickten schon im Geiste Massen von Preußen in den dunkeln Wäldern der östlichen Höhen, und in der That zeigten sich auch schon ostpreußische Kürassiere von Zeit zu Zeit zwischen Neunkirchen und St. Johann. Hierbei zeigte sich komischerweise, daß die Ostpreußen meinten, schon östlich von der Saar wohnten französisch redende Stämme. Ein Lehrer, der von St. Johann nach Dudweiler ging und eine etwas verwegene Sommertracht trug, wurde von einem Kavalleristen arretirt und vor den Offizier gebracht, der ihn in französischer Sprache ausfragte und zur Rede stellte. Es löste sich bald alles zu beiderseitiger Zufriedenheit. Unser geographischer Wissensstolz ist, wie man daraus sieht, nicht ganz berechtigt. Auch unsre Männen waren, wie sich zeigte, nicht ganz ver-

schwunden. Der Patriotismus der Bürger von St. Johann ging zuweilen so weit, daß sie französische Soldaten, die dem Verbote zuwider in St. Johann ihr Bier tranken, den preussischen Patrouillen in die Hände lieferten, sodaß der Bürgermeister von St. Johann die Einwohner vor den militärischen Folgen solcher Einmischung warnen mußte.

Wir hatten gleich nach dem Überfall vom 2. erwartet, daß man die Stadt mit Soldaten belegen würde. Aber es geschah nicht. Man blieb auf den Höhen und in den Gartenhäusern am Triller. Dorthin schleppte man aus den nächsten Häusern einige Möbel für die Offiziere, damit sie nicht alle Bequemlichkeiten vermißten. Frossard selbst blieb in seinem Grenzwirtshaus an der goldnen Bremme und dem Hause des Herrn Kind, eines Deutsch-Franzosen, das daran stieß. Wenn nun auch die Stadt keine Einquartierung bekam, so war es doch stets auf den Straßen voll von französischen Soldaten. Sie betrogen sich in ihrer Weise liebenswürdig, besonders gegen die Kinder, denen sie Bonbons schenkten, und gegen die Dienstmädchen am Brunnen; das hinderte sie freilich nicht, diesen die gekaufte Milch auszutrinken und ihnen das für die Herrschaft bestimmte Brot zu entreißen. Unter den ersten, die nach dem Überfall von den Höhen in die Stadt herunterstiegen, war ein Offizier, der einen hungrigen Trupp von etwa vierzig Soldaten führte. Der Offizier ging zuerst zu einem in Saarbrücken wohnenden französischen Bekannten, und einige Augenblicke darauf stellte er seine Mannschaften an die vier Fenster des Gasthauses zur Post und ging selbst hinein in das Haus zum Wirt. Mit vorgehaltenem Revolver fragte er den Wirt, der des Französischen ganz mächtig war, wie viel Preußen am 2. den Franzosen gegenüber gestanden hätten; die Antwort, etwa 750, fand er lächerlich, der Wirt wiederholte die Zahl und fügte hinzu, die Verstärkung, die sie hätten haben sollen, sei noch nicht zur Stelle gewesen, befinde sich aber in den Wäldern bei St. Johann; darauf fragte der Offizier weiter, welche Straßen in der Stadt unterminirt seien. Die Antwort, daß die Preußen dieses Verfahren nicht kannten, erregte wieder das Lächeln des Siegers. Dann kam er zur Hauptsache. Er befahl dem Wirt, für sich und die Mannschaften draußen am offenen Fenster Rotwein zu bringen. Dies geschah; als der Wein dem Offizier vorgesetzt wurde, ließ der Offizier den Wirt zuerst trinken. Den Leuten mußte nun auch Brot gereicht werden. Damit war ihnen offenbar am meisten gedient, sie zerrissen die Brote sofort in handliche Stücke und griffen tapfer zu. Sie hatten von ihrer Verwaltung zwar Geld genug bekommen, aber die Verpflegung war sehr mangelhaft. Selbst die Schuhe der französischen Soldaten sahen aus, als hätten sie schon eine ganze Kampagne durchgemacht. Aber auch ihr Geld stand, wie sich zeigte, nicht im Verhältnis zu ihren Bedürfnissen. Nur anfangs zahlten sie für das Fleisch, Brot und den Tabak, den sie in den Läden fanden. Nachher zogen sie vor, diese Dinge zu entnehmen, ohne zu zahlen. Das Geld könnten sie immer noch auf ihrem

weiteren Zuge durch Deutschland gebrauchen. Denn obgleich die Offiziere wußten, daß man nicht die Saar überschreiten dürfe, meinten die Soldaten, man breche demnächst nach Frankfurt auf.

Fortsetzung.

Soeben hörte ich, daß ein Offizier, ein Oberst, von seinem Gartenhäuschen aus einen Brief an den Bürgermeister Schmidthorn geschrieben hat. Er bittet, der Bürgermeister möge ihn zu einem Dejeuner mit seiner Anwesenheit beehren, möge aber das Frühstück womöglich mitbringen. Der Bürgermeister schickt ihm denn auch ein recht ansehnliches, indes erlauben ihm, wie er schreibt, seine Pflichten nicht, selbst oben zu erscheinen.

Die preussische Seite der Saargegend wird immer belebter von Soldaten. Viele Züge der Eisenbahn kommen des Nachts nach St. Johann. Von Zeit zu Zeit wird des Nachts von den Franzosen über die Stadt hinweg nach der Eisenbahn hin geschossen, was schauerlich genug klingt. Es waren aber mehr Kundgebungen, Schaden geschah nicht.

Daß die Hilfe immer näher kam, war uns gewiß. Ein feckes Reiterstück richtete unsern Mut besonders auf. Ich hörte soeben, daß ein braunschweigischer Husar, vor Begier, einmal einen Franzosen zu sehen, allein über die alte Brücke von St. Johann nach Saarbrücken geprenzt sei. Die an der Brückenstraße und am Schloßberg ausgestellten französischen Schildwachen, in der Meinung, es folge dem einen zum mindesten eine Schwadron, schossen hastig ihr Gewehr ab und flüchteten hinauf und dann rechts nach der Schloßstraße. Ihre Angst steckte die andern französischen Soldaten in derselben Straße an, sodaß fliehende Gruppen in Menge zu sehen waren. Inzwischen hatte der Husar eine zu scharfe Wendung nach rechts gemacht und war gestürzt, ohne sich jedoch Schaden zu thun. Die nahestehenden Bürger halfen ihm wieder zurecht, und er kehrte unverwundet zurück, zufrieden, einmal einige Franzosen gesehen zu haben.*) So etwas machte uns ordentlich stolz.

Gestern habe ich auch den General Frossard gesehen, er machte mit ziemlich großem Gefolge einen Ritt durch die Stadt, eine äußerst bunte Gesellschaft. Der General ritt ein sehr schönes Pferd, die andern stachen sehr dagegen ab. Die Offiziere sahen heiter aus. Meine Kinder standen an der Thür voll Neugier, und der General warf ihnen Kußhändchen zu. Der Zug erinnerte mich in der Buntheit und der Art des Reitens an die Art, wie die Banden der populären Kunstreiter vor ihren Produktionen durch die Stadt reiten, um Aufsehen zu erregen. Frossard ritt auch zum Bürgermeister und erkundigte sich, ob die Franzosen auch ihre Bedürfnisse bezahlten, sie hätten strenge Befehle in dieser Beziehung. Die Antwort des Bürgermeisters veranlaßte den General,

*) Der tollkühne Husar ist nicht viel weiter als bis Pont-a-Mousson gekommen und hat sein Leben lassen müssen.

die strengen Befehle noch einmal einzuschärfen, und es wurde auch besser dadurch. Dabei wäre fast ein Konflikt ausgebrochen. Ein betrunkenener französischer Offizier verlangte durchaus, daß auf dem Rathhause die französische Tricolore aufgezo-gen würde. Als man ihn endlich verstand, sagte der Bürgermeister, eine französische Fahne sei nicht vorhanden, wenn aber der Offizier eine solche besitze, so ließe sich die Sache schon bewerkstelligen. Dabei geberdete sich der Betrunkene wie rasend und schoß mehrmals seinen Revolver ab, ohne zu treffen. Er hatte geglaubt, es sei bei uns wie in Frankreich, wo jede Mairie die Fahne des Landes zeigt, und sah in dem Fehlen der Tricolore eine Absicht.

(Schluß folgt.)



Literatur.

Karte der Salzburger Alpen und des Salzkammergutes. Von Ludwig Ravenstein. Frankfurt a. M., Geographische Anstalt von L. Ravenstein, 1887.

Wenn die Wanderlust ins Gebiet der Ostalpen zieht, dem sei diese Karte als ein trefflicher Führer von uns empfohlen. Sie verschafft dem Reisenden im voraus ein wohl ausgeprägtes Bild von den Abstufungen der Berge und Thäler, von den Spiegeln der Seen, den Ufern der Flüsse, die ihn zu sich locken, und an Ort und Stelle wird er sich mit Hilfe der sorgfältigen, durch verschiedene Farbentöne dem ersten Blick verständlich gemachten Zeichnung mühelos zurechtfinden. Von den neun Blättern, welche die Ravensteinsche Ost-Alpenkarte ausmachen werden, sind sechs ausgegeben, im Maßstab von 1:250 000. Das uns vorliegende Blatt erstreckt sich im Westen und Osten vom Tegernsee zum Traunsee, im Norden und Süden von der Salzach-Mündung zum Zeller See. Nach der Mitte zu thront und leuchtet die Mozartstadt Salzburg. Wenn wir sagen, daß es ein Genuß für sich ist, auf dieser Karte mit den Augen zu ruhen, über sie hinzuschweifen, so haben wir derselben nur ihr Recht angethan. Daß sie das Tiefe sanft vor uns hinbreitet, das Flüßige in Bewegung setzt, das Starre höher und höher aufsteigen läßt, giebt ein Zeugnis von der lebendigen Schilderungskraft, welche ihr innewohnt.

Ueber Kriegspoesie. Ein Beitrag zur Betrachtung des Krieges von der idealen Seite von Friedrich Teicher, I. b. Hauptmann und Inspektionsoffizier am I. Kadettenkorps. München, Theodor Ackermann, 1887.

Man wird an dieses wohlgemeinte Büchlein eines Offiziers, der mit berechtigtem Hochgefühl an die ruhmreichen Tage des letzten Krieges zurückdenkt, an dem er teilgenommen hat, keinen strengen Maßstab anlegen. Es ist gewiß erfreulich, bei einem Soldaten eine so ausgebreitete Belesenheit in der schönen Literatur der alten und neuen Zeit, ganz besonders in der Poesie, welche das Kriegsjahr 1870 geschaffen hat, zu begegnen. Die gesammelten schönen Stellen hat Hauptmann Teicher zwanglos geordnet, meist chronologisch, und durch einen Text verbunden,